

„DENN WIR HABEN HIER KEINE  
BLEIBENDE STADT, SONDERN WIR  
SUCHEN DIE ZUKÜNFTIGE“ (Hebr 13,14)

PASTORALSCHREIBEN IM ANSCHLUSS AN DIE  
VISITATION IN FRANKFURT IM JAHR 2018

von Dr. Georg Bätzing, Bischof von Limburg



„DENN WIR HABEN HIER KEINE  
BLEIBENDE STADT, SONDERN WIR  
SUCHEN DIE ZUKÜNFTIGE“ (Hebr 13,14)

PASTORALSCHREIBEN IM ANSCHLUSS AN DIE  
VISITATION IN FRANKFURT IM JAHR 2018

von Dr. Georg Bätzing, Bischof von Limburg

Januar 2019

## EINORDNUNG

Im Zeitraum vom 19. April bis zum 11. November 2018 haben wir gemeinsam während der pastoralen Visitation sozusagen Frankfurt „durchstreifen“ können. Ich habe dabei die vielgestaltige Katholische Kirche dieser Stadt kennen und wertschätzen gelernt. Schwerpunkte waren die Besuche, Begegnungen, Gespräche und Gottesdienste in den acht Pfarreien und einem noch verbliebenen Pastoralen Raum. Die Katholischen Gemeinden anderer Muttersprachen, die Vielzahl an Ordensgemeinschaften, die Themenzentren und Einrichtungen von Caritas und Bildung haben mich nachhaltig beeindruckt. Darüber hinaus waren Gespräche mit den synodalen Gremien der Stadtkirche ebenso wichtig wie solche mit den Schwestern und Brüdern der Ökumene, mit denen wir in verlässlichen Beziehungen vernetzt vielfach gemeinsam in dieser Stadt auftreten. Der kommende Ökumenische Kirchentag im Jahr 2021 ist Anlass zu großer Freude. Mit der jüdischen Kultusgemeinde gab es einen intensiven Austausch ebenso wie mit Vertretern muslimischen Glaubens anlässlich des Besuchs zweier Moscheen. Die Stadtgesellschaft in Politik und Kultur, Wissenschaft und Bildung, Industrie und Finanzwirtschaft und öffentlichen Institutionen zeigte ein für mich nach wie vor erstaunliches Entgegenkommen und Interesse. Dabei wurde mehrfach hohe Wertschätzung für das Engagement katholischer Bürgerinnen und Bürger zugunsten der Menschen dieser internationalen und multikulturellen Stadt zum Ausdruck gebracht.

Begonnen hatte die Visitation aber schon lange zuvor mit der Neufassung unserer diözesanen Visitationsordnung, mit Vorgesprächen in der Dezernentenkonferenz, im Stadtbezirk und bei der Vorklausur. Ausdrücklich und dankbar möchte ich diejenigen erwähnen, die bei den Verwaltungs- und Pfarramtsvisitationen sorgfältig in „Vorleistung“ getreten sind, die Verantwortungsträger vor Ort wie auch die mit der Durchführung der Visitation Beauftragten. Der erste Durchlauf dieser Art hat bereits einigen Anpassungsbedarf zutage gefördert.

Die Vorbereitung der pastoralen Visitation war mit hohem inhaltlichem und organisatorischem Aufwand verbunden. Hier haben die Bezirksreferenten Hans-Dieter Adam und Michael Thurn mit ihrem Büro und den jeweils Verantwortlichen in den Einrichtungen und Pastoralteams glänzende Arbeit geleistet. Dass ich selbst und viele andere die zurückliegende Zeit so intensiv und ausgesprochen bestärkend erfahren konnten, haben wir nicht zuletzt dieser engagierten Vorplanung zu verdanken. Das verdient hohe Anerkennung.

Nach meiner Erfahrung hat sich die veränderte Zielbestimmung der pastoralen Visitation, wie sie in der Ordnung beschrieben ist, insgesamt bewährt. Ich konnte

vielerorts an Werkstattgesprächen teilnehmen, die innerhalb laufender Prozesse angesiedelt waren oder solche initiieren wollen. Schon die eingereichten Berichte im Vorfeld meiner Besuche ließen deutlich das Bemühen um eine veränderte Perspektive erkennen. Allen, die daran beteiligt waren, und all denen, die unsere Begegnungen, Gottesdienste, Feste, Veranstaltungen und Diskussionen vorbereitet haben, danke ich sehr herzlich. Mir bleibt die offene und ehrliche, geschwisterliche, konstruktiv kritische und von gläubiger Zuversicht getragene Atmosphäre in guter Erinnerung.

Wie kann ich angemessen berichten und rückmelden, was ich während der Visitation in Frankfurt erlebt habe? Wie ist auch nur annähernd Rechenschaft möglich angesichts eines so bunten und vielgestaltigen Programms? Wenn überhaupt, so wäre das nur exemplarisch denkbar, und ich müsste vieles übergehen, was aber im Detail auch wertvoll ist, weil darin Ihr Herzblut steckt.

Ich habe mich dazu entschlossen, gar nicht so anzufangen. Vielmehr werde ich Ihnen drei Gedankenkreise praktisch-theologischer Art anbieten und Sie auf diese Weise teilhaben lassen an grundsätzlichen Überlegungen, die mich während der Visitation bewegt haben, und die wir gemeinsam weiter denken können, wenn Sie möchten. Ich spreche in diesem Teil (1.-3.) mithin bewusst als Theologin und verwende dabei auch eine theologische Sprache. Mein Nachdenken wurde durch die miteinander in der Reflexion geteilte Praxis angeregt. Nun will ich Sie auf diese Weise zur Überprüfung und Weiterentwicklung Ihrer Praxis motivieren.

Die folgenden Abschnitte nehmen zwar jeweils bei einer anderen Fragestellung ihren Ausgangspunkt, aber sie berühren einander und konvergieren stark. Es sind komplementäre Beschreibungen zur Ausgangssituation und zu Perspektiven von christlichem Glauben und kirchlichem Leben in dieser Stadt. Nicht wenige von Ihnen werden in Beschreibungen oder Zitaten einen Widerhall unserer Gespräche finden.

Daran schließe ich einige ausgewählte Fragen und Horizonte für das weitere Gespräch an (4.) und ende sozusagen mit einem „alternativen“ Gesprächsimpuls (5.) für diejenigen, denen die folgenden Überlegungen möglicherweise viel zu abgehoben und entfernt von den konkreten Herausforderungen erscheinen. Nur mit anderen Worten und stark erfahrungsbezogen habe ich in der Silvesterpredigt versucht, ein Stück Rechenschaft über die Visitation zu geben und zum Austausch anzuregen.

## 1. WENN GOTT NICHT MEHR NOTWENDIG IST: CHRISTLICHER GLAUBE IN EINER SÄKULAREN WELT

Franz-Xaver Kaufmann hat die Grundsituation zunehmender Bedeutungslosigkeit des Christlichen in der säkularen Welt mit folgendem Paradox beschrieben: „Es geht den Kirchen in Deutschland in jeder Hinsicht gut, mit einer Ausnahme: dass sie den Kontakt zur Seele der meisten Menschen verloren zu haben scheinen, sie also innerlich nicht mehr ansprechen können“.<sup>1</sup>

Dass es den Kirchen in Deutschland gut geht, würden wir angesichts der durch den Missbrauchsskandal dramatisch verschärften Vertrauenskrise auch unter unseren Kirchenmitgliedern heute wohl nicht mehr so beschreiben. Dennoch bleibt das Paradox: Auch dort, wo Kirche und Seelsorgerinnen wie Seelsorger offenbar vieles „richtig machen“, setzen sich Phänomene der Exkulturation beinahe ungebrems fort. Auch das beste Konzept birgt keine Erfolgsgarantie im Sinne eines Relevant-Werdens des Evangeliums für einzelne und gesellschaftliche Bezüge. Der Zweifel vieler ist deshalb wohl begründet, dass diese Krise nicht allein mit Hilfe organisationssoziologischer Analysen und Strategien zu beheben ist, auch wenn wir unbestritten vieles optimieren und viel mutiger experimentieren müssen.

Ich teile eine viel tiefergehende Anfrage, die Jan Löffeld (\*1975, Prof. für Praktische Theologie an der KH Mainz) so formuliert: Das Christentum als Erlösungsreligion steht in Frage. „Könnte womöglich seine Urfunktion anthropologisch nicht mehr durchgängig notwendig sein bzw. gebraucht werden? Geht es daher vielleicht auch um eine Relevanzkrise des Evangeliums und damit seiner Kernbotschaft vom ‚Heil der Welt‘ und der ‚Rettung des Menschen‘ an sich?“<sup>2</sup> Verstehen sich weite Teile unserer Gegenwart überhaupt als im christlichen Sinne „erlösungsbedürftig“? Die Suche und Sehnsucht nach einer Verbesserung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse, nach Existenzoptimierung für den einzelnen und persönliches Glück gibt es weiter, aber braucht es dazu in einem postmodernen Zuschnitt einen menschengewordenen und zugleich transzendenten Gott? Grenzen und Begrenzungen werden nach wie vor erfahren, aber sie werden ganz anders bearbeitet als mit zentralen christlichen Kategorien. „In der heutigen Zeit, die bestrebt ist, jede Negativität aus dem Leben zu verbannen, verstummt auch der Tod. Er spricht nicht mehr. ... Er ist nicht mehr eine

<sup>1</sup> Franz-Xaver Kaufmann, Kirchenkrise. Wie überlebt das Christentum?, Freiburg 2011, 172.

<sup>2</sup> Jan Löffeld, Wenn Gott nicht mehr notwendig ist ... Oder: Was macht eine Erlösungsreligion in einer Welt, die sie nicht mehr braucht?, in: ZPTh 38 (2018) 105-121, hier: 109. Ich referiere nachfolgend den Inhalt dieses anregenden Beitrags.

Weise zu sein, sondern nur noch das bloße Ende des Lebens, das es mit allen Mitteln aufzuschieben gilt.“<sup>3</sup>

Damit ist der frühere Relevanzdiskurs („Wozu braucht es die Kirche?“) stumpf geworden bzw. er hat sich erheblich verschärft. Denn heute stellt sich uns die Frage: „Was macht eine Erlösungsreligion in einer Welt, die sie nicht mehr braucht“ (Jan Loffeld)? Andererseits deutet sich eine reizvolle neue Ausgangsposition für den christlichen Glauben an. Denn Gott und auch die Entscheidung für ihn wären mithin aus allen Zwängen und Funktionalitäten befreit.

Zunächst aber ist das eine ungewohnte Situation, da viele bisherige Strategien im Sinne eines aktiv-aktivistischen „Weiter-So“ genauso wie das Ausrufen neuer Masterpläne immer sichtbarer ins Leere laufen. Es braucht einen Perspektivwechsel, der uns ermöglicht, genau die Ohnmachtserfahrungen als einen eigenen zeitgenössischen spirituellen Erkenntnisort zu entdecken.

Wie „gehen“ praktische Theologie und pastorale Praxis angesichts der „Relevanz-Leerstelle des christlichen Uranliegens“<sup>4</sup>? Die beschriebene Situation kann uns dazu führen, die Relevanz des Glaubens neu von Orten erlösten Lebens her zu lernen. Hier kommt der Paradigmenwechsel ins Spiel, den Klaus Hemmerle (1929-1994) in seinem bekannten Diktum treffend formuliert hat.<sup>5</sup> Denn die Plausibilität des Erlösungsparadigmas wird nicht mehr vorgängig zur eigenen Erfahrung geglaubt. Umgekehrt kann heute das Evangelium als wirksamer Glaube neu von solchen Orten her gelernt werden, wo er als heilsam und je subjektiv lebensbereichernd erfahren wird, wo also das Christentum sich schon in diesem Sinne inmitten selbstverständlicher Säkularität von seinem Grundverständnis her erneuert hat.

Ich rege an, diese These aufgrund eigener Ohnmachtserfahrungen konkret zu charakterisieren und sie in die Frankfurter Situation hinein zu buchstabieren. Dann kann auch deutlich werden, warum die Stadt Frankfurt die Christen und Christinnen braucht, denn diese „tun“, was der Stadt „gut tut“.

---

<sup>3</sup> Byung-Chul Han, Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute, Frankfurt 2016, 41f

<sup>4</sup> Jan Loffeld, a.a.O., 114.

<sup>5</sup> „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ Klaus Hemmerle, Was fängt die Jugend mit der Kirche an? Was fängt die Kirche mit der Jugend an?, in: IKaZ 12 (1983) 306-317.

Dieser Perspektivwechsel hat etwas von „Selbstentäußerung“, etwas „Kenotisches“ (vgl. Phil 2,5-11), und vollzieht damit die Grundbewegung der risikobehafteten göttlichen Inkarnation nach. Wo sich durch den Glauben an Gott Erlösung ereignet, da kann die Relevanz des christlichen Glaubens entdeckt werden. Es geht also nicht um eine Selbstaufgabe des Gegläubten, sondern um sein Entdecken aus der Perspektive der Gegenwart.

Eine solche Perspektive atmet für mich ausgesprochenen Optimismus, denn damit lassen sich in der Säkularität dieser Stadt Orte entdecken, an denen der Glauben als „Rettung“ erfahren wird. Die Varianz solcher Orte, Gelegenheiten und Ereignisse ist breit: Stille, Gastfreundschaft, Kontemplation, Liturgie, Diakonie, ...

In der Vielfalt der Frankfurter Stadtkirche habe ich erfahren, dass sich dort etwas ereignet, wo das Christentum gerade seinem ursprünglichen „Code“ traut, nämlich der Kombination von Gottes- und Nächstenliebe. Dessen offenkundige Plausibilität spiegelt sich in der hohen Wertschätzung, die mir gegenüber während der Visitation – wie anfangs berichtet – von vielen Seiten signalisiert wurde. Dabei wird die Kontemplation zum Ort der Nächstenliebe, und die gelebte Nächstenliebe ist der Glaubwürdigkeitstestfall kontemplativer Gottesliebe und Gottsuche. Das ursprünglich Eigene neu zu entdecken und neu zu lernen ist das, was wir im Bistum Limburg als „Kirchenentwicklung“ zu beschreiben versuchen.

## 2. KIRCHE IN DER STADT

Christentum ist als eine Stadtreigion entstanden. Von daher kann ein Blick auf die Anfänge des Christentums Gelassenheit und Orientierung geben. Die Christen der ersten Jahrhunderte verstanden sich als „Bürger unter Vorbehalt“ (Robert Spaemann), das heißt: Einerseits wollten sie mitten in der Gesellschaft leben und keine abgekapselte Sonderwelt konzipieren, zugleich aber bemühten sie sich um einen alternativen Lebensstil, hergeleitet aus dem Glauben an Jesus Christus. Ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen nahmen sie ernst und entwickelten gleichzeitig ein eigenes Profil. Nimmt man als Beispiel etwa den aus dem 2. Jahrhundert stammenden „Brief an Diognet“, so zeigen sich folgende Prägungen: Christen behandelten einander unterschiedslos über Klassenschranken hinweg als Schwestern und Brüder; ihr Fürsorgesystem für sozial Benachteiligte oder ihr Netz für Arbeitsvermittlung wurde weithin anerkannt; der Dienst am Gemeinwesen wurde unterschiedslos geleistet; die Zugehörigkeit zur Kirche aber gründete auf dem Bekenntnis.

Der „Vorbehalt“ des Christlichen ist einerseits eschatologisch bestimmt (vgl. Hebr 13,14), aber auch inkarnatorisch geprägt. Er bringt uns als Kirche in Bewegung. Kirche kann sich nicht auf einen Binnenbereich zurückziehen („Wer sind wir? Was wird aus uns?“), sondern wird ihren Auftrag mitten in der Welt beschreiben („Für wen sind wir da?“), mit den verschiedensten Milieus der Gesellschaft Kontakt halten, ohne in ihnen aufzugehen; mitten drin sein, ohne die Botschaft der Beliebigkeit preis zu geben. „Nicht aufdringlich, sondern eindringlich wollen die Frankfurter Katholikinnen und Katholiken in der Stadt präsent sein“, formuliert der Stadtdekan. Folgende Bilder und Selbstbeschreibungen von Kirche können dabei hilfreich und orientierend sein<sup>6</sup>:

**Kirche ist kyriaké** (oikia), die Gemeinschaft, die sich aus der Zugehörigkeit zum Herrn herleitet. Man wird nicht in die Kirche hinein geboren, wie im Grunde das Paradigma einer milieugestützten Volkskirche lautete. Man wird in die Kirche hinein getauft, und zwar aufgrund des Glaubensbekenntnisses und aufgrund einer personalen Beziehung zu Jesus Christus, die in der Taufe auf seinen Tod und seine Auferstehung besiegelt wird. Oder, wie mir während der Visitation eine evangelische Pfarrerin sagte: „Gott hat keine Enkel, er kennt nur Söhne und Töchter.“

Dieses Verständnis gibt eine Richtung vor, wie wir als Kirche heute in den Veränderungsprozessen zu Priorisierungen finden können: Wenn der äußere Rahmen, die traditionellen, kulturell und gesellschaftlich vorgegebenen Bindungen an die Kirche schwinden, wird die innere Bindung einer persönlichen Beziehung der Gläubigen zu Jesus Christus zum eigentlichen Anker, der sie hält und den sie gemeinsam mit anderen bekennen und leben. Das gilt es zu fördern.

**Kirche ist untergliedert als paroikía.** Das Wort „Pfarrei“ verbinden wir heute – auch nach und in den Prozessen auf die Pfarreien neuen Typs hin – stark mit Struktur, lokaler Verortung und Beheimatung bis hin zum Beharren. Das entspricht einer möglichen etymologischen Herleitung des Begriffs als „Nachbarschaft“. Wahrscheinlicher aber ist die Herleitung vom Selbstverständnis der frühen Kirche als „Heimatlose“, in der sich das „unbehauste“ Leben Jesu und die Mobilität des Gottesvolkes fortsetzte. Dahinter stand also eine Haltung, die gerade nicht bedeutete: sich heimisch machen oder sich festsetzen, sondern ganz bewusst unterwegs zu bleiben.

<sup>6</sup> Vgl. zu den orientierenden Kirchenbildern insgesamt: Andreas Knapp, Vom Segen der Zerbrechlichkeit. Grundworte der Eucharistie, Würzburg 2018, 166-175.

Das „Zelt“ (vgl. Joh 1,14; tabernaculum) steht als Zeichen für die dynamisierende Spannung von Stabilität und Mobilität. So wie Jesus seine Stabilität in der Beziehung zum Vater findet und somit innerlich gehalten unterwegs bleibt als Zeichen dafür, dass Gott den Menschen in all seiner Umtrieblichkeit und Heimatlosigkeit begleitet, so sind wir als Kirche heute gefordert, in der Lebenswirklichkeit der Menschen „zu Hause“ zu sein. Durch die Mobilität unserer Gesellschaft haben sich die Lebensräume ausgedehnt (über 360.000 Pendler kommen täglich nach Frankfurt, 95.000 verlassen die Stadt). Man bleibt nicht mehr am Ort, sondern das Beziehungsnetz, das Freizeitverhalten und der Verwaltungs- und Wirtschaftsraum sind großflächiger geworden. Hinzu kommt die Migration, die Teil der Lebensgeschichte eines Großteils der Frankfurter Katholikinnen und Katholiken ist. Wie können wir als Kirche die Solidarität mit den Menschen heute leben? Wie sind wir als Kirche dort präsent, wo wir keine Immobilien und kein Personal aufweisen? Gastlichkeit und Gastfreundschaft wären hier für mich leitende Begriffe.

**Kirche ist ekklesía,** Gemeinschaft der „Herausgerufenen“. Biografisch haben viele von uns ihre Heimat in einer „gesetzten Kirche“ mit ihren Standorten und Standpunkten. Wie werden wir wieder „Anhänger des Weges Jesu“ (Apg 9,2), die realisieren, dass wir uns als Kirche nur im Wandel treu bleiben („Wer sich bewegt, der bleibt!“). Der Gott der Offenbarung lebt eine Geschichte. Und seine „Kirche ist ein Provisorium – und deshalb hält sie auch schon so lange“ (Andreas Knapp). Insofern ist die Selbstbeschreibung als „ekklesía“ von einer doppelten Bewegung bestimmt. Als Gemeinschaft der „Herausgerufenen“ lässt sich Kirche herausfordern durch die konkreten Fragestellungen der Zeit und des Sozialraumes, andererseits brauchen die Glaubenden eine Sammlungsbewegung zur bleibenden Mitte hin, wodurch sie aus ihrer Zerstreuung in der Welt zusammengerufen werden. Hier haben das Geheimnis der Eucharistie und ihre lebendige Feier am Sonntag für mich ihren Ort und ihre Bedeutung.

**Kirche bleibt mysterium.** So hat die Kirchenkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils das 1. Kapitel überschrieben. Jörg Splett (\*1936, Emeritus von Sankt Georgen) hat einmal darauf aufmerksam gemacht, dass das Wort „Geheimnis“ wohl die Dimension meint, in der ich ganz daheim bin. Wie das „Ge-birge“ das Gesamt der Berge meint, so müsse „Ge-heimnis“ gedeutet werden als das Gesamt dessen, worin ich daheim bin. „Wir wohnen jetzt schon im Geheimnis Gottes und gehen ihm immer weiter entgegen. In Gott allein findet unser Heimweh und Fernweh seine letzte Erfüllung“ (Andreas Knapp).

### 3. DAMIT DIE KIRCHE KIRCHE BLEIBT: PLÄDOYER FÜR EINEN OFFENEN AUSTAUSCH MIT DER GEGENWARTSKULTUR

Der steigende Relevanzverlust wird von nicht wenigen als Ohnmachtserfahrung empfunden<sup>7</sup> und birgt für die Kirche Versuchungen in mehrerer Hinsicht. Die einen plädieren dafür, sich ganz von der Welt zu verabschieden und eine „kleine, aber feine“ Elitekirche zu bilden mit einer vom säkularen Bereich abgesonderten Binnenkultur. Damit würde man sich jedoch klar von einem Christentum des Typs Kirche entfernen und zu einem Christentum vom Typ einer Sekte werden. Man verlässt das Fundament des katholischen Typs des Christentums, nämlich die Fähigkeit, in der bestehenden Kultur Wurzeln zu schlagen und ein offener und öffentlicher Raum zu sein. Dieser Tendenz kann ich nur eine deutliche Absage erteilen.

Anderer träumen von einer Restauration, in der die verloren gegangene Identität von Kirche und Gesellschaft wiedergewonnen werden kann (unterschwellig steckt das bisweilen auch in der Formulierung „verloren gegangenes Vertrauen zurück gewinnen“; möglich ist nach meiner Einschätzung nur „neues Vertrauen aufbauen“). Auch das ist für mich keine tragfähige Alternative, denn ihre Zielsetzung ist unrealistisch, weil sie die „Zeichen der Zeit“ nicht recht zu deuten versteht.

Wieder andere tendieren zu einer mit der Gegenwartskultur konformen Gestalt des Christlichen. Aber ein vollkommen angepasstes Christentum hat vermutlich noch weniger Chancen, Anhänger zu gewinnen, als eine konservative Gegenkultur. Diese kann sich zumindest als interessante Alternative darstellen, während die Formen des Christentums, die sich bis zur Unkenntlichkeit der Umgebungskultur angepasst haben, so viele säkulare Konkurrenten haben, dass sie in diesem Vergleich keine Chance haben, zu bestehen und zu überleben.<sup>8</sup>

Tomáš Halík (\*1948) spricht dagegen von der Notwendigkeit eines Übergangs „vom Katholizismus zur Katholizität“. „Mit Katholizität bezeichne ich jene Dimension der Offenheit und der Universalität der Kirche, die definitiv zwar erst im eschatologischen

---

<sup>7</sup> Das verwundert nicht, denn der beschriebene Relevanzverlust ist genauer betrachtet ein Machtverlust. Es gibt Ohnmacht, weil die Machtzusammenhänge verloren gegangen sind. Der Kirche ist in der Moderne die „potestas“ abhandengekommen. Relevanz gewinnt sie jedoch nach wie vor dort, wo sie „auctoritas“ ins Spiel bringt und Bedeutung im Leben von Menschen gewinnt. An solchen Orten und in solchen Zusammenhängen ist Macht sekundär. Diesen Deutungsaspekt verdanke ich dem Gespräch mit Frau Dr. Hildegard Wustmans.

<sup>8</sup> Vgl. Tomáš Halík, Katholizität: Plädoyer für eine Kirche mit offenen Rändern, in: IKaZ 47 (2018) 229-237, hier 230.

Horizont ausgefüllt werden kann, um die man allerdings in jedem Moment der Kirchengeschichte gegen die Versuchung der Exklusivität, des Sektierertums und des Kommunikationsabbruchs ringen muss.“<sup>9</sup>

Nach ihm bestehen die wichtigen Aufgaben der Kirche heute darin, zum einen die „Ökumene Abrahams“ zu stärken (einschließlich der Beziehung zum Islam), und zum anderen Anknüpfungspunkte an die säkulare Gesellschaft des Abendlandes zu finden. Es braucht die Perspektive einer Vermittlung zwischen diesen Welten, zwischen denen nicht nur wechselseitiges Unverständnis wächst, sondern zwischen denen es auch zu Explosionen kommen kann, welche bedrohlich für die ganze Welt sind.

Die vorrangige Aufgabe der Kirche besteht darin, den Kontakt zu den Menschen am Rande, zu den „Sympathisanten“ und den „anonymen Christen“ jenseits der sichtbaren Grenzen der Kirche aufrechtzuerhalten. Halík erinnert an das Herrenwort Lk 9,50: „Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch“ und erinnert an die sogenannten „Nikodemuschristen“, einen Begriff, der sich in der Kirche für solche vorsichtigen, vielleicht auch etwas feigen Gläubigen eingebürgert hat, die in Zeiten der Verfolgung geheime Wege suchen, um ihren Glauben zu leben und dabei nicht zu sehr in Konflikt mit den Mächtigen zu geraten. Diese Sicht auf Nikodemus<sup>10</sup> erscheint Halík freilich ungerecht, denn sie nimmt ihn nicht als fragenden und suchenden Menschen in den Blick, sondern als einen, den man argwöhnisch betrachtet, weil er „nicht mit uns geht“ (Mk 9,38). Als Kirche Jesu Christi werden wir auch für diese „Nachtaktiven“ Aufmerksamkeit, Raum und Zeit finden, wenn sie mit ihren Fragen und ihrer Sehnsucht nach einem Gespräch außerhalb der Öffnungszeiten, der Amtsräume und der behördlichen Kategorien kommen. Beim Dialog mit diesen Menschen handelt es sich um eine „andere Mission“, die respektiert, dass diese Menschen wahrscheinlich keine „Standardkatholiken“ werden wollen, die sich zu einem bestimmten kirchlichen Milieu bekehren lassen.

Halík erinnert an die Wurzeln und die verwickelt spannungsreiche Verbindung zwischen kirchlich gefasster Religion und Säkularität. Seit Anfang der Neuzeit, als geschwächt durch den Zerfall des abendländischen Christentums und starken Veränderungsdruck der neuen soziokulturellen Situation der „Moderne“ Gegen-

---

<sup>9</sup> Ebd., 231.

<sup>10</sup> Die biblische Gestalt des Nikodemus erhellen drei Textstellen im Johannesevangelium: 3,1-21; 7,50-52 und 19,39.

bewegungen und Wellen von Verkirchlichung und Konfessionalisierung des Christentums einsetzen, bildete sich zugleich, wenn auch schwieriger zu fassen, ein nichtkirchliches, überkonfessionelles Christentum heraus, das sich den sichtbaren Grenzen der Kirchen entzog und weiterhin entzieht. Für die europäischen Gelehrten zwischen Humanismus und Aufklärung haben die klassischen kirchlichen Strukturen die Attraktivität und Inspiration verloren, welche die Universitäten und Klöster für die Gelehrten des Mittelalters noch besessen hatten. In solchem Synkretismus, dem Schicksal aller entwickelten Religionen in entwickelten Gesellschaften, verstärken sich jedoch mit der Zeit vor allem diejenigen Elemente, die dem traditionellen und dem volkstümlichen Christentum fremd sind.<sup>11</sup>

Die säkulare Kultur unserer Zeit weist offenkundig immer noch viele christliche Züge auf, führt sich jedoch diesen christlichen Charakter immer weniger vor Augen, entfernt sich vom „expliziten“ Christentum (nicht nur von der Kirche, sondern auch von christlichen Symbolen und Begriffen) immer weiter reagiert manchmal sogar allergisch darauf.

Die Entwicklung eines Großteils von Europa nach der Aufklärung, die wir oft als „Säkularisierung“ beschreiben, meint also nicht einfach eine Entchristianisierung, sondern eher einen Prozess des Auseinanderdriftens von kirchlichem und nichtkirchlichem Christentum, oder, wenn man mit einem weiteren Begriff von Kirche arbeitet, die Ausdifferenzierung des Christentums in unterschiedliche Typen, die fester oder lockerer mit der sichtbaren Form der Kirche verbunden sind.<sup>12</sup> Sehr konkret wird das in Frankfurt im Blick auf die tausenden getauften (und gefirmten) Christinnen und Christen, die zwar aus der katholischen Kirche ausgetreten sind, aber weiterhin mit uns in dieser Stadt leben und oft durchaus kooperationsbereit und ansprechbar sind, wenn es in irgendeiner Form um das Wohl der Menschen in dieser Stadt geht. Wie können wir uns mit ihnen verständigen und verbinden?

„Damit die Kirche Kirche bleibt und nicht zu einer Sekte wird, muss sie sich wie der Saturn ihren äußeren Ring bewahren. Ein entsprechendes Symbol dafür ist übrigens der Petersdom im Vatikan, der, wenn man die Intention des Architekten richtig wahrnimmt, nicht nur einen inneren Kirchenraum bildet, sondern darüber hinaus eine

offene Kolonnade. Sie rahmt den Platz, über den Tag für Tag Menschenströme ziehen, die meistens gar nicht gewahr werden, dass sie sich ebenso sehr draußen wie ‚drinnen‘ befinden.“<sup>13</sup>

#### 4. PERSPEKTIVEN UND FRAGESTELLUNGEN FÜR DAS WEITERE GESPRÄCH

- 4.1. Wenn Sie an Ihren konkreten hauptamtlichen Auftrag bzw. Ihr ehrenamtliches Engagement denken: An welchem der vorgelegten Gedanken können Sie gut anknüpfen? Und wenn Sie ihn hilfreich finden, müssten Sie Ihr konkretes Tun entsprechend verändern und passt alles gut? Wo machen Sie Fragezeichen? Was sehen Sie persönlich ganz anders?
- 4.2. Veränderung (**Change**) ist angesagt. Beharrung ist weitgehende Realität. Nach meiner Einschätzung konkretisiert sich die Beharrungstendenz etlicher Gemeindemitglieder nicht so sehr in der Verweigerung der Veränderung (das sehen viele ein), sie scheuen den Übergang. Innovation braucht Ziele, Freiräume und Ressourcen (die nicht zusätzlich zur Verfügung stehen, sondern nur durch „Umwidmung“ frei werden können). Das heißt, es braucht den Mut, anderes aufzugeben, d.h. in andere Hände zu geben oder sein zu lassen. Motivation im Sinne von positiven Anreizen und „Ermöglichung“ ist dazu nötig; das sehe ich insbesondere als unterstützende Leistungen, die das Bistum erbringen muss. Und Führung brauchen solche Prozesse: Diese sehe ich vor Ort insbesondere in der Verantwortung der Hauptamtlichen in der Pastoral. Es braucht in jedem Team Personen, die pastorale Planung (als Gegenüber zu reinem Pragmatismus) als Thema übernehmen und betreiben. Findet in Ihrer Pfarrei eine pastorale Planung statt: kurzfristig, mittelfristig, langfristig? Wer hat den Hut auf?
- 4.3. **Kirchen haben wir reichlich, es mangelt an Kirche.** In näherer Zukunft werden wir uns – was Immobilien betrifft – von Standorten trennen müssen, deren Unterhalt wir nicht mehr leisten können, weil wir sie lange zuvor nicht mit genügend Leben (quantitativ und qualitativ) gefüllt haben. Andererseits sind

---

<sup>11</sup> Vgl. ebd. 234.

<sup>12</sup> Vgl. ebd. 235.

---

<sup>13</sup> Ebd. 236.

in den vergangenen Jahren Schwerpunkte gebildet worden, die Unterstützung verdienen: das Haus am Dom mit der Katholischen Akademie; die drei Themenzentren; die Jugendkirche Jona als Profilkirche; Pax&People als Modell, auf andere Weise wie bisher in einem Quartier präsent zu sein; Kirche und Gemeindezentrum auf dem Riedberg in Verbindung mit dem „Centre of Dialogue at Campus Riedberg“; Liebfrauen mit punctum als City-Kirchen-Projekt, Kunst- und Musikprojekte (wie die Frankfurter Domsingschule), um nur einige Beispiele zu nennen. Sie alle suchen mit ihren Angeboten eine Verbindung zum konkreten Sozialraum, und sie leben von Kooperationen mit Partnern außerhalb von Kirche.

- 4.4. Unabhängig von solchen „Standorten“: Wie kann es künftig – auch unter den Bedingungen der Knappheit finanzieller und personeller Ressourcen – gelingen, in neuen Stadtteilen als Katholische Kirche mit ihren Grundvollzügen **präsent zu sein**, wo keine Kirche und kein Gemeindezentrum entsteht, konkret etwa am Frankfurter Bogen oder im Lyoner Quartier?
- 4.5. Die Frankfurter katholische Stadtkirche ist international und reich an Kulturen, in denen der christliche Glaube eine Heimat gefunden hat. Die **Gemeinden von Katholiken anderer Muttersprache** bieten ihren Gläubigen die Möglichkeit, diese kulturelle Beheimatung und eine lebendige Vergemeinschaftung hier in Deutschland zu finden. Viele dieser Gemeinden sind überdies stark engagiert für Migranten in prekären Verhältnissen. Hier leisten sie im sozialen Bereich und durch ihre Beratungsangebote wichtige Hilfe während der Phase des Ankommens und bei der Integration. Angesichts der wachsenden Zahl muttersprachlicher Katholikinnen und Katholiken gilt es zu fragen, ob ihre Wahrnehmung und Vertretung in den Strukturen der Stadtkirche und des Bistums Limburg angemessen ist und ihrer Bedeutung entspricht. Mit großer Wertschätzung nehme ich wahr, dass die Seelsorgerinnen und Seelsorger wie auch die Rätevertretung der muttersprachlichen Gläubigen intensiv am Prozess der Kirchenentwicklung im Bistum Limburg Anteil nehmen. Gleichwohl sind die Gemeinden von Katholiken anderer Muttersprache untereinander sehr heterogen und wenig vergleichbar. Manche weisen eine deutliche Ambivalenz auf. Eine verfestigte Bezogenheit rein auf die eigene „Community“ erschwert die Integration und ruft Spannungen hervor. Diese müssen durch Übernahme der im Bistum Limburg geltenden Standards überwunden werden. Dies betrifft

insbesondere die Qualität von Gemeindeleitung und Seelsorge, die Beteiligung von Laien an Entscheidungsprozessen, die Maßgaben zur Vermögensverwaltung und zur Prävention vor sexualisierter Gewalt. Die Wahrnehmung teils immer noch hochtraditioneller Kirchen- und Leitungsbilder lässt die Frage aufkommen, wie stark christlicher Glaube insgesamt kulturell gebunden ist, und unter welchen Bedingungen aufgrund des Glaubens ein „kultureller Übersprung“ gelingen kann. In diesem Zusammenhang rege ich an darüber nachzudenken, die Gottesdienste der muttersprachlichen Gemeinden in naher Zukunft zweisprachig zu feiern, so wie es etwa in der italienischen Gemeinde in Limburg schon lange praktiziert wird. Hilfreich wird auch sein, wenn die Priester der muttersprachlichen Gemeinden mit einem Teilauftrag strukturell in die Territorialgemeinden eingebunden sind.

- 4.6. Frankfurt zeigt auch in den **Territorialpfarreien ein weltkirchliches Gesicht**. Das wird offenkundig in der Zusammensetzung der Gottesdienstgemeinden ebenso wie in der Resonanz auf Angebote der Sakramentenkatechese und -pastoral. Ohne den Wunsch, die Bereitschaft und die Motivation von Katholikinnen und Katholiken mit biografischen Hintergründen von Migration wären die traditionellen Angebote in den Pfarreien längst nicht mehr lebensfähig. Diese Gläubigen tragen vielfach das Leben unserer Pfarreien. Die Frage, wann und auf welche Weise wir uns auf die „eine Kirche“ hin bewegen, hat darum in Frankfurt nicht nur einen ökumenischen Hintergrund. Sie wird durchaus auch innerkatholisch gestellt werden müssen. Unsere Pfarreien werden dazu stärker als bisher einen interkulturellen Lernweg gehen, um weltkirchlich gemeinsam Kirche am Ort zu sein.
- 4.7. Es gibt in Frankfurt eine Vielfalt von **Orten kirchlichen Lebens**. Dazu gehören unsere Einrichtungen der Caritas, die KiTas, die Schulen mit unseren Religionslehrerinnen und -lehrern, Krankenhäuser, Gemeinschaften christlichen Lebens in der reichen Vielfalt von Ordensgemeinschaften, Alten- und Pflegeeinrichtungen, Familienbildungsstätten, Hilfenetzwerke, Angebote der Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Die Seelsorger und Seelsorgerinnen in den kategorialen Feldern und viele andere leisten hervorragende Arbeit. Hier ist „Kirche vor Ort“. In der Profilierung von Kontakten und einer verbindlichen Zusammenarbeit der Pfarreien mit diesen Orten kirchlichen Lebens liegt m.E. Zukunft für beide Seiten.



- 4.8. Angesichts der vielgestaltigen Gegebenheit der Frankfurter Stadtkirche mit durchaus **divergierenden Ausrichtungen** möchte ich davor warnen, der Tendenz zu erliegen, sich in mehr oder weniger geschlossenen Gruppen nebeneinander zu organisieren, die nur deshalb keine Konflikte untereinander haben, weil sie nicht miteinander im Austausch stehen. Stattdessen ermutige ich ausdrücklich dazu, die Vielfalt der Kirche in dieser Stadt wertzuschätzen und miteinander im Gespräch zu bleiben. Denn das ist katholisch.
- 4.9. Für die Stadtgesellschaft Frankfurts steht die **Frage gerechten Wohnens** und ausreichend bezahlbaren Wohnraums weiterhin offen; hier hat die Stadtversammlung der Katholikinnen und Katholiken einen durch den Caritasverband initiierten Vorschlag als konkreten Beitrag aufgegriffen.
- 4.10. Die Visitation in Frankfurt blieb nicht unberührt von **untergründigen Themen** wie den durch die Veröffentlichung der MHG-Studie ausgelösten massiven Irritationen innerhalb der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und den Anfragen und Reaktionen von Mitgliedern der Kirche. Der öffentlich gewordene Einspruch der römischen Glaubenskongregation gegen die Wiederernennung des Rektors der Hochschule Sankt Georgen hat viele weit über die Grenzen der Kirche hinaus bewegt und eine breite Unterstützung für P. Wucherpfennig hervorgerufen.

## 5. RECHENSCHAFT „MIT ANDEREN WORTEN“: SILVESTERPREDIGT 2018 IM FRANKFURTER DOM

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,  
als ich 2017 nach dem festlichen Silvestergottesdienst hier im Dom und einem anschließenden gastlichen Abendessen im Dompfarrhaus nach Limburg zurück fuhr, da kam mir der Gedanke: Nächstes Jahr um diese Zeit kennst du Frankfurt besser. Und tatsächlich: Die vielen Begegnungen und Gespräche während der Visitation in diesem Jahr haben meinen Blick für diese geschichtsträchtige bürgerliche Stadt mit ihrer internationalen Lebenskultur, ihrer Vielfalt von Religionen und Weltanschauungen und mitten darin dem engagierten Glaubenszeugnis katholischer Christinnen und Christen sehr geweitet. Frankfurt ist mir durch die vielen Menschen, die ich treffen konnte, und ihr lebendiges Bemühen, fromme Zeitgenossen mit Bodenhaftung und Verantwortung zu sein, außerordentlich sympathisch geworden. Hier ist nicht der Ort,

ausführlich zu berichten, was ich in mehr als 50 Tagen Visitation erleben konnte und was wir dabei miteinander geteilt haben. Die vielen Eindrücke werden bei einer Nachklausur zusammen mit Vertretern und Vertreterinnen aller Ebenen der Frankfurter Stadtkirche reflektiert werden. Heute Abend möchte ich Ihnen einfach nur drei Geschichten erzählen, die mich während meiner Streifzüge bewegt haben und die mir nicht mehr aus dem Kopf gehen, weil sie etwas mit dem zu tun haben, was wir im Zusammenhang von Kirchenentwicklung als Perspektivwechsel bezeichnen. Vielleicht berühren diese Geschichten bei Ihnen eigene Erfahrungen und Fragen, die Sie in sich tragen.

### Szene 1

Die Schwestern der Mutter Teresa leben mittlerweile am Rande des Westends in einer ordentlichen Wohnung. Man muss nur die Mainzer Landstraße überqueren, und schon verlässt man dieses gut situierte bürgerliche Viertel und findet sich in der ganz anderen Welt des Bahnhofsviertels wieder. Einen Nachmittag lang war ich mit den Schwestern hier unterwegs, um denen „ganz unten“, den Drogenabhängigen etwas Gutes zu tun. Zielstrebig steuern die Schwestern mit ihren Einkaufstaschen voll mit Butterbroten und Getränken bestimmte Punkte an. Sie werden erwartet. Sobald sie ihren kleinen „Laden“ aufbauen, sammelt sich eine Traube von Menschen. Das Elend steht diesen Leuten ins Gesicht geschrieben. Junge und ältere, in der Regel ausgegamelte Menschen kommen und bitten um eine Ration. Die Schwestern kennen einzelne und sprechen sie an. Wo die Bereitschaft besteht, vermitteln sie auch einmal Rat und Hilfestellung. Aber ihr eigentliches Anliegen ist es, diesen Menschen mit einem Brot zugleich etwas Aufmerksamkeit und Zuwendung zu schenken. Die, die zusammenkommen, wissen es: Zuerst wird gebetet. Diesen Augenblick werde ich nicht vergessen. Es sind ja nicht alle Christen, die da zusammenkommen. Aber alle sind unruhig Getriebene durch ihre Abhängigkeit. Und trotzdem stellt sich bei dem kurzen Gebet ein Moment der Ruhe und Würde ein. Jede und jeden Einzelnen von diesen Menschen sieht Gott. Es ist nicht nur eine anonyme Masse von Junkies; da hat jeder sein Leiden, seine Wunde, seine unerfüllte Sehnsucht, seine materielle Not, die ihn in die Abhängigkeit getrieben hat. So zu leben ist gefährlich, entrinnen schwierig, die Lebensaussichten finster. Aber der gütige Blick und die Geste der Schwestern bringen Gott ins Spiel dieser unwürdigen Verhältnisse, und das ist mehr als man hoffen darf. An der nächsten Station sitzt eine Gruppe vor der Tür einer Bar und verwickelt mich in ein kurzes Gespräch, nachdem mich die Schwestern sozusagen „geoutet“ haben. „Ach, sie sind jetzt der Bischof von Limburg. Ist das nicht dort, wo das Haus mit der

goldenen Badewanne steht? Und sagen Sie mal: Die Leute von der Kirche sind ja eigentlich ganz ok, aber dass die Pfarrer Kinder missbrauchen ...“ Das hat gesessen, und es sitzt tief bei mir: Selbst Menschen in dieser erbärmlichen Lebenslage nehmen wahr, was uns in unserer Glaubwürdigkeit zutiefst erschüttert und zur Umkehr drängt. Vor allem aber schoss mir durch den Kopf: Wer ist hier eigentlich „am Rande“ und in Erklärungsnot – diese Menschen oder ich in meinem Amt und wir als Kirche? Ich will seitdem nicht mehr gerne die gut gemeinte Wendung von Papst Franziskus in den Mund nehmen, wir sollten als Kirche „an die Ränder gehen“, um das Evangelium besser zu verstehen, das wir auszurichten haben. Wie sensibel muss unsere Sprache werden, und wie bescheiden unser Selbstbild, wenn wir den Weg an die Seite der Menschen finden wollen.

### *Szene 2*

Sie ist rasch erzählt, aber sie hat es in sich. Jedes Jahr macht die Stadtkirche Frankfurt ein Angebot für erwachsene Taufbewerber. Die Frauen und Männer aus ganz unterschiedlichen Lebenskontexten werden gut vorbereitet. Im Zusammenhang der Visitation entstand die Idee, die Neugetauften der letzten Jahre einmal einzuladen zu einem Austausch über ihre Erfahrungen und zu einer Begegnung mit mir im Café Orca bei der Jugendkirche Jona. Es war für uns alle eine freudige Überraschung, dass sich 20 Personen auf diese Einladung hin ansprechen ließen. Man spürt, diese Menschen haben als Erwachsene zum Glauben gefunden oder ihren Glauben vertieft. Sie können darüber sprechen, wie der Glaube ihr Leben bereichert. Viele lobten die herzliche Aufnahme in den Gemeinden. Andere berichteten, wie sie es trotz beruflicher und familiärer Belastung organisieren, in der Regel an einem Sonntagsgottesdienst teilzunehmen. Eine Frau erzählte, wie sie durch ihren jetzigen Partner zum Glauben geführt wurde. Aufgewachsen in der ehemaligen DDR war sie nie in Berührung gekommen mit dem Christentum und hatte auch nie das Gefühl, etwas zu vermissen. Ihr Partner habe sie immer wieder eingeladen und wie das ist, wenn man jemanden liebt, sie sei häufiger mit in den Gottesdienst gegangen. Irgendwann kam der Punkt, wo ihr klar wurde: „Da ist etwas ganz Wertvolles für mein Leben. Ich habe gefunden, was ich nicht gesucht habe.“

So wirkt Gott, wenn er im Leben eines Menschen aufscheint. Nicht immer ist der Glaube das Ziel einer mehr oder weniger intensiven Suchbewegung. Darauf sind viele unserer regelmäßigen Angebote im katechetischen und kulturellen Bereich angelegt: Den geeigneten Zeitpunkt zu finden, wo sich die Fragen der Menschen und die Antworten des Glaubens sinnvoll zusammenfügen. Das Beispiel Jesu zeigt oft

den anderen Weg: Jesus tritt bewusst in das Leben von Menschen ein und ruft sie heraus in ein neues Leben hinein. Kann uns Ähnliches gelingen? Wohl nur, wenn wir sprachfähig werden und auskunftsbereit über das, was uns bewegt und kostbar ist, über unseren Glauben. „Ich habe gefunden, was ich nicht gesucht habe.“

### *Letzte Szene*

Mein erster Besuchstag in der Pfarrei St. Bonifatius ist das Herz-Jesu-Fest, der 8. Juni. Früh morgens feiere ich in meiner Wohnung in Limburg die Heilige Messe, im Tagesprogramm der Visitation ist heute keine vorgesehen. Der Tag ist mir von früher besonders wichtig. Im Trierer Priesterseminar war dies der Tag des Ewigen Gebetes. Als ich nach Frankfurt aufbreche, denke ich: Schade, das war's dann wohl mit diesem Festtag. Am Nachmittag besuche ich den Kirchort St. Aposteln, wo die Steyler Schwestern zusammen mit Ehrenamtlichen der Pfarrei seit 2016 ein Kleidercafé anbieten. Kleidercafé ist untertrieben, denn die Räume sind nach Art einer Boutique attraktiv gestaltet. Viele kommen zum Café zusammen. Neu im Angebot ist das sogenannte „Nachtcafé“: Frauen aus der Stadt, die durch alle Netze des Hilfesystems fallen, werden von Beraterinnen auf die Möglichkeit verwiesen, hier in Räumen direkt bei der Kirche einen Schlafplatz zu haben. Kirche als sicherer Ort. Schwester Bettina erzählt: Die Frauen gehen oft in die Kirche. Hier suchen sie Stille, finden Geborgenheit, nicht selten sieht man Zeichen der Gottesverehrung, die der jeweiligen Kultur entsprechen. Allmählich entwickeln die Schwestern auch Formen des Gottesdienstes an besonderen Tagen.

Nachher sitzen wir zusammen über den gemeinsamen Plänen von Caritasverband und Pfarrei, die Infrastruktur für die besonderen Angebote an diesem Ort zu verbessern: Kleidercafé, Nachtcafé und Lebenshaus. Als ich anmerke, dass doch der Kirchenraum sehr groß und wenig genutzt ist und vielleicht umgewidmet werden könnte, wendet die Ordensschwester ein: „Die Kirche muss bleiben. Sie ist Mittelpunkt und Vorzeichen, ohne das unsere Arbeit nicht möglich wäre.“ Als wir in der Kirche mit dem eindrucksvollen Kreuz stehen bin ich innerlich bewegt und auch beschämt. Ja, hier ist ein Ort des offenen Herzens Gottes. Also doch Herz-Jesu-Fest. Als mir die Kirche noch kurz vorgestellt wird, kommen wir auch am Beichtstuhl vorbei. Ich merke die Zurückhaltung, ihn mir zu zeigen. Aber dann öffnen Ehrenamtliche doch die Türen. Darin lagern die Nachtkisten mit Decken und Habseligkeiten der Frauen. Gebeichtet wird hier wohl schon lange nicht mehr. Oder doch? Sind nicht diese Habseligkeiten ausgebeuteter Frauen Symbol für die himmelschreienden Sünden unserer Welt? Dieser Festtag des Heiligsten Herzens Jesu wird mir in

Erinnerung bleiben. Selten habe ich die Berührung von Gottesdienst und Leben, christlicher Spiritualität und gelebter Caritas, dem Kern unserer Glaubensbotschaft und den Realitäten einer Metropole so deutlich gespürt wie an diesem Tag. „Das Herz des Erlösers steht offen für alle. Jesus, bilde unser Herz nach deinem Herzen.“ Hier in St. Aposteln ist Kirche glaubwürdig.

Liebe Schwestern und Brüder, drei Szenen, mit denen ich Ihnen sagen möchte: Die Visitation in Frankfurt hat mich verändert. Und sie hat meinen Glauben vertieft. In einem Glaubensbekenntnis eigener Art – formuliert von Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) – finde ich manches davon wieder:

Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten,  
Gutes entstehen lassen kann und will.  
Dafür braucht er Menschen,  
die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.  
Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage  
so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen.  
Aber er gibt sie nicht im Voraus,  
damit wir uns nicht auf uns selbst,  
sondern allein auf ihn verlassen.  
In solchem Glauben müsste alle Angst  
vor der Zukunft überwunden sein.  
Ich glaube, dass auch unsere Fehler  
und Irrtümer nicht vergeblich sind,  
und dass es Gott nicht schwerer ist,  
mit ihnen fertig zu werden,  
als mit unseren vermeintlichen Guttaten.  
Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist,  
sondern dass er auf aufrichtige Gebete  
und verantwortliche Taten wartet und antwortet.<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Dieses Glaubensbekenntnis ist Teil des Essays „Rechenschaft an der Wende zum Jahr 1943“, der unter dem Titel „Nach zehn Jahren“ als Prolog in die Sammlung von Gefängnisbriefen Bonhoeffers Eingang fand, obwohl B. zu dieser Zeit noch nicht in Tegel inhaftiert war. Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. von Christian Gremmels, Eberhard Bethge (+) und Renate Bethge in Zusammenarbeit mit Ilse Tödt, Gütersloh 2011, 17-38.

NOTIZEN

